

eine Tankstelle, an der ich am Sonntag geistig-religiös auftanke, was ich in der Woche brauche...) wird sich zeigen, daß die Antworten, die für die kirchliche Sendung am wenigsten günstig sind, auch keinen Sinn für das ökumenische Anliegen verraten (Je mehr Formen des Transportes zum Himmel, desto größer die Chance, da viele ihn erreichen; der eine brennt lieber Petroleum, der andere lieber etwas anderes). In der Pfarrei wie auf jeder anderen Ebene stehen oder fallen Sendung und Einheit der Kirche miteinander.

Wenn die kirchliche Sendung in der Pfarrei ernst genommen wird und eine praktische, durchführbare Definition dieser Sendung angenommen ist, dürfte es deutlich werden, daß diese Sendung heute, zumindest in einer Industriegesellschaft, nicht in die Grenzen der Pfarrei eingeschlossen werden kann. Daraus ergibt sich die zweite Frage: «Was bedeutet die Ortskirche und was für Formen soll sie annehmen?» Die mittelalterliche Konzeption der Pfarrei als pastorale Einheit bedarf der Ergänzung durch eine komplexere Konzeption pastoraler und missionarischer Einheiten, die das Interesse der Kirche an allen Bereichen der weltlichen Gesellschaft zum Ausdruck kommen läßt. So gibt es wahrscheinlich eine Sendung in der Industrie, in der Erziehung und Ausbildung, im Dienst an den Kranken und Bedürftigen, an denen, die sich gemein-

sam einer besonderen Freizeittätigkeit widmen, in Rundfunk und Fernsehen usw. Sobald die Kirchen den Schritt in diese weltlichen Gehege tun, wird die Sünde und Untragbarkeit der Spaltung in eine Vielzahl verschiedener Bekenntnisse unübersehbar. *Doch wie können getrennte Bekenntnisse einheitliche Strukturen zur Erfüllung ihrer Sendung entwickeln, solange sie untereinander keine Einheit bilden? Sind kontrollierte Experimente tragbar, in denen normale Regeln durchbrochen werden?*¹ *Wie kann die Einheit gewahrt bleiben zwischen den traditionellen Pfarreien, den neuen Strukturen kirchlicher Sendung und dem größeren kirchlichen Rahmen?* Das sind Fragen, die dringend nach einer Antwort von seiten der Theologen verlangen.

¹ Für Näheres über englische Experimente siehe R.M. C. Jeffery, *Areas of Ecumenical Experiment* (British Council of Churches, London 1968) und sein Beitrag im Dokumentationsteil dieses Heftes von Concilium.

Übersetzt von Karlhermann Bergner

MARTIN REARDON

geboren am 3. Oktober 1932 in Purley (Großbritannien), 1958 in der anglikanischen Kirche ordiniert. Er studierte an der Universität Cambridge und am Cuddesdon Theological College von Oxford und am Ökumenischen Institut von Bossey (Genf) sowie an der Universität Löwen. Er ist Master of Arts und hat seine ökumenischen Studien mit einem Diplom abgeschlossen. Seit 1962 ist er Sekretär des Sheffield Council of Churches. Er ist Mitarbeiter an den Zeitschriften: «One in Christ» und «Theology».

John Dillenberger Integration theologischer Fakultäten

Eine der jüngsten Entwicklungen auf dem Feld der theologischen Lehre und Ausbildung ist die integrierte Arbeit theologischer Fakultäten über die Grenzen von Bekenntnissen und Kirchen hinweg. Für einige Zeit wurden Professoren ausgetauscht oder an andere Fakultäten berufen. In Europa gibt es bisweilen römisch-katholische und protestantische Fakultäten an einer und derselben Universität. Doch das hat keineswegs zu einer stärkeren Zusammenarbeit in der Programmplanung oder in der Abstimmung der beiderseitigen Einrichtungen und Veranstaltungen geführt. In den Vereinigten Staaten haben Religionsfakultäten an Colleges und Universitäten auf der Suche nach qualifizierten

Lehrern und Wissenschaftlern für spezielle Fachgebiete Berufungen über die Grenzen der einzelnen Religionsgemeinschaften hinweg vorgenommen. Da aber die nordamerikanischen Colleges und Universitäten bis in die jüngste Zeit hinein typisch protestantische Einrichtungen waren, und weil die theologische Ausbildung auf katholischer Seite nicht den an den weltlichen Universitäten gefragten Wissenschaftlertyp heranbildete, blieb die Anzahl der katholischen Gelehrten, die in diesem Rahmen eine Berufung erhielten, relativ gering. So waren etwa jüdische Wissenschaftler an den Universitäten reichlicher vertreten als katholische. Auf den katholischen Hochschulen dagegen waren die einzelnen Fakultäten natürlich fast vollkommen von Katholiken besetzt.

Doch gerade dieser Mangel an Kontakten in der Arbeit trug dazu bei, den Boden für eine umfassendere, weitgehendere Zusammenarbeit vorzubereiten. Das Zweite Vatikanum gab allen derartigen Kontakten einen gewaltigen Auftrieb, und in seinem Gefolge entstanden auf vielen Gebieten der

theologischen Welt neue Formen der Zusammenarbeit. In den Vereinigten Staaten schließt diese Entwicklung auch die wissenschaftliche Tradition des Judentums mit ein. Gleichzeitig mit dem Konzil und zum Teil durch seine Bemühungen ange-regt, kam es auch zu neuen Gesprächen zwischen jüdischen und christlichen Gemeinden. Sie sind nach und nach zu einem Dialog geworden und haben in manchen Fällen wesentlich dazu beigetragen, neue Strukturen für die Zusammenarbeit zu entwickeln.

1. Neue Strukturen der Zusammenarbeit

Natürlich sind die praktischen Erfahrungen mit der Integration theologischer Fakultäten noch sehr gering. Das heißt: Fakultäten der Art, wie wir sie heute kennen, gab es bisher weder für die katholische und protestantische Seite noch für die verschiedenen protestantischen Denominationen gemeinsam. So gibt es für die sich abzeichnenden neuen Möglichkeiten einer Zusammenarbeit in der theologischen Lehre und Ausbildung keinerlei historisches Modell. Das bedeutet zugleich eine erhöhte Verantwortung und einen Aktivposten. Leider gibt es damit auch keine Geschichte einer solchen Einheit, die auf das Verhalten der theologischen Fakultäten einen Druck ausüben könnte. Die theologischen Fakultäten sind, ganz im Gegenteil, weitgehend geschaffen worden, um die eigene kirchliche Tradition zu bewahren und nicht um zu erneuern. Sie dienten als Einrichtungen einer Erziehung und Ausbildung, deren Zielsetzung es war, ihre jeweilige Gruppe im Ganzen der Christenheit zu sichern und zu verteidigen. Aus diesen Gründen sind die amtlichen Vertreter der Kirchen besonders fassungslos, wenn gerade theologische Fakultäten den Anschein erwecken, als wollten sie von den früheren Normen abweichen.

Wenn andererseits das geschichtliche Vorbild fehlt, nach dem man sich zurücksehnen könnte, ja wenn man stattdessen vielmehr die historische Vergangenheit überwinden möchte, so dient dies wenigstens teilweise mit dazu, «klar Schiff» zu machen für etwas Neues. Eine Erneuerung in diesem Sinne kann auf die Gegenwart und auf die Zukunft ausgerichtet sein. Dann aber ist die Vergangenheit nicht mehr Ziel einer Rückkehr, sondern ein Bereich, in den man nur eintritt, um sich zu informieren.

Da die theologischen Fakultäten sich mit dem Wesen und der Substanz des Glaubens zu befassen haben und geschaffen worden sind, um diesen

Glauben zu erhellen und zu schützen, besteht ganz offenbar das *Hauptproblem* bei der Integration darin, ob der Glaube in einer dem jeweiligen Erbe gemäßen Form gelehrt wird oder nicht. Das aber schließt Denken, Leben und Handeln aus diesem Glauben ein, mit anderen Worten: eine totale Orientiertheit nach ihm. Ist es dann aber überhaupt möglich, in irgendeiner Form theologische Fakultäten zu integrieren?

Die protestantische Erfahrung ist begrenzt und, auf größere Zusammenhänge übertragen, keineswegs eindeutig. Über lange Epochen ihrer Geschichte hin haben sich die theologischen Fakultäten in Europa zu ihren kirchlichen Gemeinschaften in einem Spannungsverhältnis befunden, – bisweilen weil sie im Sinne einer Indifferenz so akademisch waren, daß sie den Anliegen der Kirche entfremdet wurden; und in anderen Perioden, weil die Kirchen nicht aufgeschlossen waren für einen neuen, lebendigen theologischen Impuls. In den Vereinigten Staaten waren die protestantischen theologischen Schulen aufgeteilt in Lehranstalten der einzelnen Bekenntnisse, die für gewöhnlich recht isoliert dastanden, und nicht bekenntnisgebundene Anstalten, die sich in einem Gegensatz zu den einengenden theologischen Positionen des 19. Jahrhunderts gebildet hatten. Im großen und ganzen war das akademische Niveau der nicht bekenntnisgebundenen Schulen bis in die jüngste Vergangenheit höher als das der meisten bekenntnisgebundenen Anstalten. Die nicht bekenntnisgebundenen Schulen füllten manche Lücken der bekenntnisgebundenen, bekamen aber häufig den Vorwurf zu hören, sie gäben ihren Schülern keine geeignete Vorbereitung für das Pfarramt; auch kehrten die Schüler dieser Anstalten in Anbetracht ihrer größeren Beweglichkeit keineswegs regelmäßig zu ihren eigenen Denominationen zurück. Doch besaß in der Praxis die Haltung, die aus der nicht bekenntnisgebundenen Ausbildung erwuchs, kaum eine Auswirkung auf die Kirchen- oder Bekenntniszugehörigkeit. Die meisten stellten sich weiterhin in den Dienst des kirchlichen Erbes, aus dem sie stammten, obwohl sie ihre Bindungen leichter wechselten, wenn neue Standpunkte dieses verlangten.

Die nicht bekenntnisgebundenen Schulen auf evangelischer Seite waren Ausdruck einer theologischen Richtung, die für die stärker kirchlich orientierten Körperschaften unannehmbar blieb. Diese Fakultäten waren in ihrer Ausrichtung der freikirchlichen Tradition näher verwandt als den traditionellen kirchlichen Gemeinschaften. Wäh-

rend sie allen kirchlichen Gemeinschaften offenstanden, weil die theologischen, bekenntnisgebundenen Institutionen recht unbedeutend waren und man über sie hinauskommen mußte, hatten die nicht bekenntnisgebundenen Fakultäten ein mangelndes Verständnis dafür, daß ein solcher Standpunkt denen widersprach, deren theologische Konzeption an eine streng kirchliche Tradition gebunden war. Während die nicht bekenntnisgebundene Methode periphere Unterschiede als nebensächlich betrachtete und dadurch zur Schaffung eines neuen und positiven Klimas beitrug, entwickelte sie kein adäquates Verständnis für konfessionelle und zwischen Konfessionen bestehende Probleme. So sind in unserer neuen Situation, in der ökumenische Anliegen eine so zentrale Rolle in den traditionellen kirchlichen Schulen und Gemeinschaften spielen, die Vorkämpfer der nicht bekenntnisgebundenen Anstalten bis heute den neuen Gegebenheiten noch nicht gewachsen. Ihre Methode ist allgemein nicht weit genug, um alle Gruppen zu erfassen und ihre Bedürfnisse gleichermaßen zu berücksichtigen, obwohl sie alle anzusprechen bestrebt sind. Auf der anderen Seite aber sind sie keineswegs bereit, sich mit einer mehr sektenhaften, freikirchlichen Tradition zu identifizieren. So bilden die nicht bekenntnisgebundenen Fakultäten zwar eine Avantgarde im Bereich der Erfahrung, doch ihre Rolle im gesamtchristlichen Rahmen ist heute unklarer und begrenzter, als sie früher war.

Die Integration theologischer Fakultäten verlangt die volle Anerkennung unterschiedlicher Orientierungen, ihrer Daseinsberechtigung für die Gegenwart und die Zukunft, kurzum, ihrer strukturellen und funktionalen Gleichheit. Das kann verschiedene Muster des Zusammenschlusses und der Zusammenarbeit auf verschiedenen Ebenen der theologischen Ausbildung mit sich bringen. Auf der höchsten Ebene, der des *Doktorates*, haben einzelne Absprachen zwischen den Fakultäten quer durch das gesamte theologische Spektrum bereits gezeigt, wie wertvoll und nützlich solche Abstimmungen sind; daß eine solche theologische Arbeit zu einem Durchbruch auf wissenschaftlichem Gebiet und einem Verständnis beiträgt, das alle beteiligten Seiten bereichert, ohne die vorhandenen Unterschiede zu vertuschen. So fördert gerade die positive Erfahrung auf diesem Sektor die Erweiterung einer Integration der Fakultäten in geeigneter Form auch auf anderen Ebenen.

Dennoch ist von verschiedenen Seiten die Meinung vertreten worden, die gesamte theologische

Ausbildung vor der Erlangung des Doktorgrades solle von jeder Fakultät gesondert und für sich durchgeführt werden, da erst dann die eigentlichen Fundamente gelegt seien. Doch hier liegt ein Irrtum, der in zweierlei Richtung die Lage verkennt. Auch die Arbeit der Graduierten kann äußerst fruchtbar sein, wenn Protestanten, Katholiken und Juden nicht allein jeweils die Lehranstalt der anderen Glaubensgemeinschaft besuchen, sondern gleichzeitig das ganze theologische Spektrum durchmessen. Wenn zum Beispiel katholische Seminaristen oder Priester eine protestantische theologische Schule besucht haben und damit aus ihrem traditionellen Lebensraum herausgetreten sind, hat sich zwar, wenn auch nur vorübergehend, genügend Anlaß geboten, das eigene kirchliche Erbe kritisch in Frage zu stellen, doch werden zweifellos alle, die ernsthaft suchen, auch unter anderen Umständen Klarheit finden. Der Vorteil einer Integration der Fakultäten ist indessen ein anderer: Hierbei stehen alle kirchlichen Traditionen – und damit natürlich auch die eigene – zugleich im Brennpunkt der Aufmerksamkeit. Dadurch werden Forschen, Lernen und Arbeitsmethoden von Anfang an in einem vollkommen dialogischen Zusammenhang geformt.

Alle Gründe sprechen dafür, die Arbeit auf der Ebene des Doktorates im Rahmen einer totalen, direkten Integration der Fakultäten zu betreiben. Alles spricht dafür, die Möglichkeiten einer weitgehenderen Zusammenarbeit auf dem Gebiet der weiterführenden Studien zu sondieren, das heißt in einem Stadium, in dem die Grundausbildung abgeschlossen ist und die Amtstätigkeiten von der Kuratenstelle bis zur Großstadtpfarre zu den übrigen in Beziehung stehen. Die Zusammenarbeit auf der *grundlegenden Ebene* der Ausbildung für das geistliche Amt erfordert unter den gegenwärtigen historischen Bedingungen vermutlich einen anderen Stil. Kirchen und theologische Institutionen werden Entwicklungen zur Zusammenarbeit, aus denen sich kritische Fragen über die Integrität der eigenen Programme ergeben, stets Widerstand leisten. Einer Zusammenarbeit, die größere Änderungen in den Institutionen erfordert, wird man ablehnend gegenüberstehen, selbst wenn die Institutionen von sich aus eine Änderung wünschen.

Die Psychologie der theologischen Ausbildung ist noch weit von der Einsicht entfernt, daß für Studienplanung, Fakultäten und sonstige Einrichtungen ein gemeinsames Programm nicht nur möglich, sondern auch nötig ist. Doch die Möglichkeit umfassenderer Planung und gemeinsamer

Versuchsprogramme über das ganze theologische Spektrum hin wird in möglichst engem Anschluß an die Einzelprogramme auf verschiedene Weise weiter entwickelt. Die Gestaltung des Lehrplanes kann ohne Vereinheitlichung der Programme weitergehen. Ja eine solche Vereinheitlichung wäre nicht einmal wünschenswert. So können beispielsweise *zwei Typen von Grundkursen* anstelle der vorher gebotenen sechs oder zehn durchaus eine Vielfalt und Möglichkeiten zum Experimentieren schaffen. Team-Unterricht im Rahmen einer Fakultät mit verschiedenen Richtungen bringt häufig neue Dimensionen zum Vorschein, die für Professoren und Studenten gleichermaßen wertvoll und anregend sein können. Wahlfächer können das Blickfeld erweitern und zugleich der zeitraubenden Wiederholung gleicher Vorlesungen in verschiedenen Fakultäten ein Ende machen. Dabei können diese Wahlfächer mit jeweils nur wenigen Teilnehmern durchgeführt werden, derart, daß man sie zwar als geschlossene Kurse durchführt, sie aber von dem gleichen Mitglied des Lehrkörpers zweimal halten läßt, wenn die Beteiligung und das Interesse der Studenten dies nahelegt. Dieses letztere Verfahren empfiehlt sich sowohl für den Unterricht in Studenten- wie in Graduiertensektionen, vorausgesetzt das Problem der Belastung des Lehrpersonals ist in angemessener Weise gelöst. Ferner können mehrere Anstalten gemeinsam mit einer Anzahl Studenten und je einem Mitglied des Lehrkörpers jeder der beteiligten Institute Versuchsprogramme durchführen.

Im vergangenen Abschnitt sind an manchen Stellen bereits praktizierte Methoden angeregt, nach denen Lehranstalten auf eine ernsthafte Weise zusammenarbeiten können unter Wahrung ihrer Integrität – ein Begriff, den man sorgfältig von dem der Autonomie unterscheiden muß. Denn solange die Lehranstalten nicht bereit sind, auf einen Teil ihrer Autonomie zu verzichten in der Überzeugung, daß es spezifische Ziele gibt, die der Aufgabe einiger Rechte würdig sind, werden alle Bemühungen letztlich nicht viel ausrichten, und der vergrößerte Apparat wird nur lästig sein. Wer von uns der Ansicht ist, daß eine stärkere Integration von Fakultäten aller Ebenen sowohl wünschenswert als unvermeidlich ist, ist auch der Ansicht, daß Modelle der Zusammenarbeit unter Wahrung der Integrität der einzelnen Institute so entwickelt werden können, daß weitere Entwicklungen ohne größere nachträgliche Korrekturen möglich sind. Institutionelle oder halbinstitutionelle Formen der Zusammenarbeit können so beweglich sein, daß

sie dem Ganzen dienen. Doch derartige institutionelle Absprachen bedürfen auch einer großen Flexibilität, um notwendig werdenden Änderungen gerecht zu werden, und ihre Führung wird die Rolle des Dieners aller zu übernehmen haben.

2. *Der dringende Bedarf nach einer neuen Geistlichkeit*

Das kritische Problem bei all dem besteht darin, daß die Lehranstalten heutzutage einen neuen Typ von Geistlichen und Laien heranzubilden haben und zwar im Lichte von drei maßgeblichen Aspekten, die sich aus der jüngsten Entwicklung ergeben haben: 1. der ökumenischen Wirklichkeit; 2. der zunehmenden Urbanisierung der menschlichen Gesellschaft und 3. des Phänomens einer säkularisierten Welt, die nicht mehr christlich verstanden wird. Zusammengenommen verlangen sie gebieterisch das Ende der bisherigen Auffassungen vom kirchlichen Amt und damit neue Verfahren der Ausbildung zu diesem Amt.

Welcher Stil sich auch immer für eine bestimmte Gruppe empfehlen mag; wir befinden uns heute in einem *ökumenischen Stadium*, in dem wir soviel voneinander wissen, daß eine Isolierung sich nicht mehr rechtfertigen läßt. Wir haben so viele gemeinsame theologische Anliegen und historische Standpunkte, daß wir nicht mehr das Recht in Anspruch nehmen können, je für uns allein zu leben, sondern uns zur Begegnung mit den anderen bereitfinden müssen. Wir haben eine neue Verantwortung; doch die, welche dagegen Widerstand leisten, lassen sich kaum mit Argumenten überzeugen; man kann ihnen nur seinerseits ebenfalls Widerstand leisten, wie es viele katholische und evangelische Christen bereits tun. Die ökumenische Tatsache besteht darin, daß wir unrecht tun, wenn wir uns von den anderen abgesondert halten und besser daran tun würden, die gemeinsamen Aufgaben in Angriff zu nehmen, die uns aufgegeben sind.

Das Wirken in einer *urbanisierten Welt* verlangt einen neuen Ausbildungsstil. Geistliche aller kirchlichen Traditionen kommen heute bei ihrer Arbeit in Krankenhäusern, Pfarreien, Seelsorgsstellen, usw. miteinander in Berührung. Schon ihre Sendung erfordert persönliche Kontakte und an geeigneten Berührungspunkten auch gemeinsame Aktionen und Programme. Daher muß die theologische Unterweisung die Ausbildung der Geistlichkeit auf Wege lenken, die einen theologischen und persönlichen Kontakt über die Kirchen und andere Grenzen hinaus vollkommen natürlich

macht. Sie muß zu einem funktionellen Verständnis der kirchlichen Ämter erziehen, damit in ihnen unterschiedlich orientierte Einzelpersonlichkeiten harmonisch aufeinander abgestimmt an gemeinsamen Programmen und Problemen arbeiten können. Ausbildung und Schulung müssen in Rahmen und auf Wegen erfolgen, in denen bereits der Stil der Arbeit grundgelegt ist, in die sie nach ihrem Abschluß eintreten. So verbinden Ausbildung und nachfolgende Amtsausübung die Geistlichen der verschiedenen Bekenntnisse miteinander, wobei der Unterschied zwischen diesen beiden Phasen darin besteht, daß in der ersten die pädagogischen Aspekte im Mittelpunkt stehen und nachher die der gegenseitigen Ergänzung, Unterstützung und Erneuerung betont werden sollten.

Der dritte Faktor für das neue Verständnis des geistlichen Amtes besteht darin, daß die *Welt heute säkularisiert* ist und ohne vorgegebene Verständniszusammenhänge vor uns steht. Auf jeden Fall ist nicht mehr alles christlich oder christlich verstanden. Doch die früheren Formen des geistlichen Amtes waren gerade auf ein Wirken in einer christlichen Welt oder in einer Welt, die auf dem Wege war, christlich zu werden, ausgerichtet. Der Amtsträger wurde in Lebensräumen geschult und ausgebildet, die man für Analogien einer christlichen Welt hielt. Damit wurde die Schulung und Bildung zur Bestimmung einer Lebensform, in der der theologische Unterricht in seiner akademischen Gestalt eher ein Einzelaspekt als der zentrale Aspekt war. Möglicherweise steht dieses Motiv uneingestanden auch hinter dem auffallenden Phänomen, daß in den Vereinigten Staaten viele theologische Lehranstalten abseits von den städtischen Zentren und ihren zerstreut wirkenden Einflüssen gegründet wurden: das Empfinden, nur eine Vorbereitung in einem derart abgeschlossenen Raum könne Priester und Pastoren dafür qualifizieren, in ihrem Amt die Welt zum Ethos und zu den sittlichen Forderungen des Evangeliums hinzuführen. Der Geistliche galt als Prototyp und Ausdruck dieses Verständnisses, wenngleich nicht als Muster dieser Lebensform, zur unmittelbaren Nachahmung durch Jedermann. Auf katholischer Seite war dieser Unterschied anerkannt aufgrund der unterschiedlichen Anforderungen, die an Priester und Laien gestellt wurden. Auf protestantischer Seite suchte man zwar den Unterschied herunterzuspielen, ohne jedoch verhindern zu können, daß die Teilung in Geistlichkeit und Laien auch hier deutlich sichtbar wurde.

Gerade diese Auffassung aber ist heute in Frage

gestellt. Die alte Idee vom Geistlichen als Faktor und Werkzeug zur Anpassung der Welt an die Forderungen des Evangeliums ist nicht länger vertretbar in einer Welt, die sich säkularisiert hat, in der das Evangelium der Erleuchtung und dem Verständnis der menschlichen Existenz dient und die Gnade bestimmten sakramentalen Handlungen zugeordnet wird. Vorüber ist die Zeit, in der alle Dinge ihre klare Begründetheit besaßen, in der sie unmittelbar sakramental verstanden wurden. Das Evangelium ist in seiner Wirkung heute auf den speziellen Bereich dessen eingeschränkt, was es sachlich-thematisch enthält, dafür aber in dem, was es lehrt, nachhaltiger wirksam. Die säkularisierte Welt bleibt bestenfalls offen für die Beteiligung der Christen. Die Geistlichkeit kann nicht mehr Prototyp des Evangeliums der Welt gegenüber sein, sondern Werkzeug – eben priesterliches Werkzeug – mit begrenzterer Einstellung auf die Gelegenheiten und Zusammenhänge der Gnade.

Speziell diese Änderungen aber verlangen auch eine neue Konzeption der geistlichen Schulung und Ausbildung. Nichts weniger als das steht hinter der Bewegung der theologischen Lehranstalten Amerikas hin zu den städtischen Zentren und zu verschiedenen Graden zwischenkirchlicher Integration. Angesichts unserer Welt und dessen, was im Licht des Evangeliums gefordert ist, sind eine neue Geistlichkeit und eine neue Heranbildung notwendig. Die Dinge sind nicht mehr gleich und dürfen nicht mehr gleich gesehen werden. Solange nicht entschlossen um der Kirche willen Änderungen in Angriff genommen werden, ist die Kirche der Verlierer in dem wachsenden Gegensatz zwischen denen, die sich in dem Maße, wie die von ihnen als Drohung empfundene Änderung unausweichlicher wird, stärker am Alten festklammern, und denen, die in dem Maße, wie der Widerstand gegen die notwendigen Änderungen wächst, radikaler werden. Gewiß verleitet der erste Rausch neuer Ideen und der durch sie eröffneten Ausblicke manchen unkritischen Geist, sein kirchliches Erbe aufzugeben oder ungebührlich zu verfälschen. Doch solche Reaktionen sind für gewöhnlich kurzlebig. Sie bilden allerdings für die Geduld der kirchlichen Amtsträger, die in ihrem Eifer für die Erhaltung des Erbes allzuoft verfrüht Entscheidungen verlangen, eine starke Belastung. Für die Mehrzahl der Studierenden ist die Erfahrung völlig gegenteiliger Art. Anstatt die eigene kirchliche Tradition zu verlieren, erleben sie eine Erhöhung des Bewußtseins ihres geistlichen Erbes, und zwar in solchem Maße, daß es erst einiger Zeit bedarf,

ehe sich bei ihnen die Begegnung mit den anderen in der Ausbildungsphase voll entfalten kann. Die Gefahr ist dann nicht, daß zuviel gewagt wird, sondern viel zu wenig. Faktisch könnten die führenden Männer der Kirche an den theologischen Fakultäten eine Unterstützung gewinnen. Sie sind generell eher konservativ als radikal, und die neuen Situationen verlangen Änderungen in einem höheren Maße, als gerade sie zuzugeben bereit sein können. Doch kann übertriebene Vorsicht durch die Zwangsausübung, zu der sie verführt, und durch Unentschlossenheit, bedeutend mehr Fehlentwicklungen verursachen als die Einführung von Neuerungen.

Verharren die Fakultäten weiterhin in ihrer Isoliertheit, so wird die Ausbildung und Schulung, die sie ihren Kandidaten vermitteln, sehr bald irrelevant. Es gibt Anzeichen dafür, daß Abneigung gegen den geistlichen Beruf bereits ein Ergebnis dieser Isoliertheit der Fakultäten voneinander und von der Welt ist. Nur eine umfassende Verbindung der Fakultäten, für die es eine Vielzahl von Modellen gibt, wird die Voraussetzung für neue Experimente in Schulung und Ausbildung der Geistlichkeit schaffen und die verschiedenen und umfassenden dazu erforderlichen Möglichkeiten verfügbar machen.

Die Gestaltung der Welt nach dem Evangelium ist, wenn wir sie im gesamtchristlichen Rahmen sehen, undenkbar nach der Form einiger weniger Einheitsmodelle. Sie wird sich in ganz spezifischen Augenblicken und in ganz verschieden gelagerten Situationen vollziehen. Dem aber kann unmöglich ein einzelner, einheitlicher Typ von Ausbildung oder Konzeption des geistlichen Amtes gerecht werden. Es verlangt vielmehr die Bereitschaft zu einer Vielzahl von Experimenten, mit dem Ziel, Gläubige – Geistliche wie Laien – heranzubilden, die nicht nach einer Einheitsform geprägt sind, da ihre Ämter ebenso vielfältig und vielgestaltig sind, wie die Lebensräume und Situationen selbst.

Eine entsprechende Schulung und Ausbildung hat mehr mit Lebensformen als mit theologischen Faktoren zu tun, obwohl sich die Theologie mit der Ausbildung in Harmonie befinden muß. Vielleicht kann gerade die Theologie die Lebensform durch ein fruchtbares Verhältnis zwischen Theologie und Leben gestalten. Theologische Unterschiede spalten die Christenheit in sich und die Christenheit vom Judentum. Doch innerhalb der protestantischen Bekenntnisse verlieren die theologischen Unterschiede immer mehr an Bedeutung. Innerhalb des römischen Katholizismus wird zwar die

Existenz bedeutender Verschiedenheiten nicht zugegeben. Doch was macht den Dominikaner zum Dominikaner und den Jesuiten zum Jesuiten? Natürlich gibt es unterschiedliche theologische Akzentsetzungen, und das erhebt für manche die Frage, ob nicht Dominikaner und Jesuiten die gleichen Lehrer haben sollten. Doch die Akzente stehen offenbar in Beziehung zu einem Ethos, zu einem Lebensstil und einer Art, die Dinge anzufassen. Es ist zu bezweifeln, daß die Unterschiede in der Ausbildung auf unterschiedlichen Interpretationen der Schrift, der Kirchengeschichte oder auch der theologischen Aussagen beruhen. Sie beruhen auf den Lebenserfahrungen selbst.

Obwohl der Lebensstil in dem kirchlichen Erbe des Betreffenden wurzelt, muß er die Gegebenheiten des ökumenischen Erwachens und der Urbanisierung als Ausbildungsmotiv wie auch als fundamentale Voraussetzung für seine Arbeit einschließen. Doch der Schlüssel für die Formung und Schulung in einem kirchlichen Erbe liegt vermutlich in den Lebensgemeinschaften, die praktische Tätigkeit und Gottesdienst einschließen. Hier haben wir einen gestaltenden Lebensraum. Doch seine Wesenszüge sind Lebenserfahrungen, verbunden mit einem Ethos: einer Lebensordnung und einem Lebensrhythmus, bestimmten Formen des Gottesdienstes und der Tätigkeit, der Muße und der Erholung, eigenen Methoden der Eingliederung heimlicher und offensichtlicher Einflüsse der umgebenden Gesellschaft. Die Theologie bildet nur, wenn auch in durchaus bedeutsamer Weise, den Standort, von dem aus solche Strömungen verstanden und bisweilen umgelenkt werden.

Werden diese Gesichtspunkte ernst genommen, so bildet die Geistlichkeit nicht länger den Prototyp für die Gestaltung der Welt nach den Geboten Christi, wie man sie früher auffaßte. Obwohl sie stärker funktional und auch durch die sakramentalen Funktionen ausgesondert ist, sind ihre Mitglieder Gläubige, deren Beziehung zu den Fragen des Lebens sie ganz zu Priestern und ganz zu Gläubigen macht, ohne damit ihre besonderen Eigenarten aufzuheben. Sie werden geformt und ausgebildet als geistliche Botschafter und Bereiter der Gelegenheiten für die Gnade, welche die Welt um sie herum mit ihren quälend vielen Möglichkeiten in eine neue Richtung bringt.

3. Die Zukunft

Konkrete Ergebnisse solcher in der Entwicklung begriffener Erziehungsprogramme können

nur kurz gestreift werden. Zweifellos wird das Wagnis einer ökumenischen Erziehung viele jahrhundertalte Spaltungen überwinden. Neue Bereiche akademischen Wirkens tauchen auf, – nicht neu im Sinne eines Hinzutretens – denn das ist allzuoft geschehen –, sondern neu im Sinne von Neugestaltung oder Neuordnung alter Ordnungen im Lichte eines neuen, in Zusammenarbeit in Angriff genommenen Werkes. Die Mittel der Universität werden weiter ausgeschöpft, und es wird weniger ausschließlich auf den philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultäten aufgebaut. Neue fruchtbare Beziehungen zu den höheren Fachschulen und Spezialinstituten werden sich entwickeln. Gemeinsame Publikationsprogramme, aufbauend auf sich einstellenden wissenschaftlichen Fortschritten, werden neue Forschungs- und Ausbildungszentren entstehen lassen für Gebiete, in denen sich

die verfügbaren Möglichkeiten kombinieren und erweitern lassen. Planungen der Fakultätsarbeit über die einzelnen Institute hinaus werden das Ausfüllen von Lücken und Vordringen in neue Gebiete ermöglichen. Judentum und Religionsgeschichte werden nicht mehr Wasser auf den Mühlen der christlichen Theologie sein, sondern ihren vollen Platz unter den dialogischen Möglichkeiten unserer Zeit einnehmen.

Übersetzt von Karlhermann Bergner

JOHN DILLENBERGER

geboren am 11. Juli 1918 in St. Louis (Missouri/USA), 1943 in der United Church of Christ ordiniert. Er studierte am Elmhurst College, am Union Theological Seminary und an der Universität Columbia, doktorierte 1948 in Philosophie, ist Dekan der Graduate Theological Union von Berkeley (Kalifornien/USA), Präsident des Redaktionskomitees der Zeitschrift «A Library of Protestant Thought» und Mitglied des Redaktionskomitees der Zeitschrift «Journal for Theology and the Church».

John Bennett

Ökumenische Zusammenarbeit in Fragen von öffentlichem Interesse

1. Eine auffallende Konvergenz

Es besteht eine auffallende Konvergenz zwischen der römisch-katholischen Lehre und Verhaltensweise den Hauptproblemen der Gesellschaft gegenüber und dem Denken, das sich in der im Welt rat der Kirchen zusammengeschlossenen ökumenischen Bewegung entwickelt hat. Die meisten Hindernisse für ein gegenseitiges Verständnis und eine Zusammenarbeit in diesen Fragen sind beseitigt worden. So ist zum Beispiel die Furcht vor der römisch-katholischen Macht, namentlich im Hinblick auf die religiöse Freiheit der Nichtkatholiken, weitgehend geschwunden. Zum Teil ist das die Auswirkung der Erklärung über die Religionsfreiheit des Zweiten Vatikanischen Konzils. Doch rührt es ebenso daher, daß seit dem Konzil viele evangelische Christen bei ihren katholischen Mitchristen einen neuen Geist der Freiheit und Aufgeschlossenheit erleben konnten. Auf allen Ebenen ist es zu zahlreichen Kontakten zwischen Protestanten und Katholiken gekommen. Das hat ein

Klima gegenseitigen Vertrauens entstehen lassen, wie es noch vor zehn Jahren recht selten war.

Ein anschauliches Beispiel läßt sich in Amerika beobachten. Man braucht nur auf der einen Seite die heutige Einstellung der amerikanischen Protestanten zu betrachten und auf der anderen Seite ihre sehr kritische und ablehnende Reaktion auf die Kandidatur eines römisch-katholischen Präsidentschaftskandidaten im Jahre 1960. Damals kam es im Zusammenhang mit der Kandidatur J.F. Kennedys zu mancherlei üblen Ausbrüchen anti-katholischer Ressentiments. In den letzten Monaten dagegen ist die Zugehörigkeit des ermordeten Senators R.F. Kennedy wie des Senators E. Mc Carthy zur römisch-katholischen Kirche kaum registriert worden. Die Angst vor dem monolithischen, von einer Zentrale aus geleiteten römischen Katholizismus ist heute in den Vereinigten Staaten, wo sie früher sehr stark war, kein politischer Faktor von Bedeutung mehr.

Die Enzyklika Papst Pauls über die Geburtenkontrolle hat die Aufmerksamkeit auf die einzige verbleibende größere Meinungsverschiedenheit zwischen katholischen und evangelischen Christen in Grundsätzen sozialen Verhaltens gelenkt; doch gerade dieses höchst bedauerliche Ereignis hat deutlich gemacht, daß es keinen monolithischen Katholizismus gibt, und gezeigt, daß viele katholische Theologen und Laien die Freiheit erworben haben, ihren Widerspruch zur päpstlichen Lehre über dieses Thema zum Ausdruck zu bringen. Wäre dies nicht der Fall, so würde zwar die Zusammenarbeit zwischen protestantischen